Pompeji.

Von

Dr. H. Nissen,
Docent der Geschichte an der Universität zu Bonn.

Berlin, 1867.
C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Man gelangt von Neapel nach Pompeji zu Wagen in zwei Stunden, mit der Eisenbahn in fünfzig Minuten. Die Fahrt geht an der Küste des Golfes hin, zur linken die Abhänge des Vesuv, gerade vor die Halbinsel von Sorrent, durch eine der fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden der Erde. Man passirt auf dem Wege St. Giovanni, Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, lauter Ortschaften von 10- bis 20tausend Einwohnern. Die Industrie ist gering, aber der Bodenreichthum um so größer. An den Abhängen wächst edler Wein, auch die Felder sind von Baumreihen durchzogen, an denen die Rebe rankt, und gewähren nach dem Winterkorn noch eine zweite Ernte; dazwischen wird das Auge erfreut durch schattige Gärten voll Orangen und Citronbäumen. Weiße, kaum begrünte Schutthaufen schließen von dieser lachenden Natur eine andere Welt ab; sie umgeben die Ruinen Pompejis. Es liegt am Südende der campanischen Ebene, die zwischen den Apenninen und dem Meere sich hinzieht, im Mittel 4 Meilen breit und 12 Meilen lang, im Süden durch den Ausläufer des Apennin, der die Halbinsel von Sorrent bildet, abgeschlossen. Campania felix, das glückliche Campanien, wie es seit dem Alterthum heißt, verdankt den Ablagerungen der Vulkane am Golf von Neapel und einer zweiten nördlichen Gruppe zwischen

Capua und Gaeta, der Rocca Monfina seine Entstehung. Der rothbraune Tuff ist der charakteristische Bodenbestandtheil, gebildet unter den Einfluß des Wassers zu einer Zeit, als das Meer noch den Fuß des Apennins bespülte. Er besitzt einen geringen Härtegrad und verwittert leicht an der Luft; daraus entsteht denn jene unerschöpflich reiche Erde, von deren Gaben die Alten in begeistertem Ton reden.

Der Golf von Neapel bildet den schönsten und am höchsten entwickelten Theil dieses Landes. Flach ausgeschnitten wie alle Busen Italiens hat er einen Umfang von 7—8 Meilen; die Grundform nähert sich einem unregelmäßigen Viereck, das mit der breiten Basis in südwestlicher Richtung auf das Meer öffnet, und dessen Seiten durch bald flache, bald tiefer eindringende Buchten belebt werden. Die Nordseite von Cap Misenum bis zu den Hügeln, an denen Neapel sich anlehnt, wird von einem zusammenhängenden System vulkanischer Höhen eingenommen, deren höchste Erhebung (1416′) das Kloster Camaldoli mit seiner weltberühmten Aussicht trägt. Man zählt hier nicht weniger als 27 erloschene Krater, deren Thätigkeit seit Jahrhunderten ruht. Die Gegend, jetzt theilweise verödet, ist übersäet mit den Trümmern antiker Civilisation. Unweit des gleichnamigen Cap lag die Stadt Misenum mit einem großartigen Kriegshafen, in dem die Mittelmeerflotte des römischen Kaiserreichs stationirte; dann Baiä, unter allen Badeörtern der vornehmste und besuchteste. Weiter die Handelsstadt Puteoli, welche den Hauptverkehr zwischen Italien und dem Orient vermittelte; ihre heutige Nachfolgerin Pozzuoli ist tief herabgesunken, aber von der alten Größe zeugen das Amphitheater, der Tempel des Serapis, Hafenbauten und andere Reste. Der mit Villen bedeckte langgestreckte Rücken des Posilip, unter dem zwei große, von den Römern gebrochene Tunnel, der eine 1000,

der andere 1200 Schritt lang hindurch führen, trennt sie von Neapel, der neuen Stadt, wie ihr Name besagt. Neapel war von Griechen gegründet und behauptete bis in die späteste Zeit diesem Ursprung getreu griechische Sitte und Sprache. So die Nordseite. Im Süden des Golfs springt ein Ausläufer des Apennin als Halbinsel von Sorrent vor, dergestalt den Busen von Neapel und den von Salerno scheidend. Er steigt über dem heutigen Castellamare, in dessen Nähe das antike Stabiä lag, in dem Monte St. Angelo bis gegen 5000′ und fällt dann in mehreren Kuppen bis zur Spitze della Campanella ab, welche im Alterthum Vorgebirg der Minerva nach einem Tempel dieser Göttin hieß. Die Abhänge des Bergrückens senken sich im Norden wie im Süden steil zum Meere und lassen nur einzelne kleine Thäler frei, in denen dann von Felswänden geschützt die üppigste Vegetation gedeiht. Der nördliche Höhenzug des Golfes wird fortgesetzt durch die beiden vulkanischen Inseln Procida und Ischia, die erste flach, die zweite mit dem Berg Epomeo (2610′) weithin sichtbar. Ihnen entspricht als Verlängerung der Halbinsel von Sorrent die Felseninsel Capri, welche steil aus der Fluth emporragend mit ihren grotesken Formen den Blick auf allen Puncten stets von Neuem fesselt. An der dritten Seite nach Osten tritt der Golf unmittelbar an die Ebene. Aus ihr steigt ringsum frei der Vesuv auf; zu seinen Füßen am Meer liegt unter dem heutigen Resina das alte Herculanum, in südlicher Richtung landeinwärts, eine Stunde von ihm entfernt, Pompeji. Der Vesuv ist es, welcher der ganzen Gegend einen so eigenen und schwer zu beschreibenden Charakter von höchster Lieblichkeit und großartiger, fast melancholischer Schönheit giebt. Die weißen Dampfwölkchen, welche seinem düsteren Aschenkegel entsteigen, geben Kunde von den furchtbaren Mächten, die hier gebannt liegen, deren

Entfesselung stets aufs Neue dieses paradiesische Land mit Untergang bedroht. Der furchtbarste Ausbruch unter allen, von denen wir Kunde haben, begrub im Jahre 79 Herculanum, Pompeji, Stabiä, das ganze Land weit und breit verheerend. Wer vor dieser Katastrophe von der Mauer Pompejis den Blick über den Golf schweifen ließ, sah noch größeres Glück und Reichthum als gegenwärtig zu seinen Füßen ausgebreitet. Die böse Fieberluft hatte noch nicht die Gegend bei Misenum und Baiä entvölkert, noch prangten die jetzt nackten Bergspitzen im Schmucke kräftigen Baumschlags. Ringsum ein Kranz von blühenden Städten und prächtigen Villen in ununterbrochener Folge, daß man meinen konnte, eine einzige Stadt sei an diesen Gestaden ausgebreitet. Und in ihr verkehrten die Hauptvölker des Erdkreises, hier berührte sich die politische Tüchtigkeit Italiens mit der Kunstvollendung Griechenlands und der religiösen Tiefe des Orients; aus ihrer Verbindung entstand eine eigenthümliche zukunftsreiche Cultur. Den Abglanz derselben findet die Gegenwart in den Ruinen von Pompeji.

Ueber ein Jahrtausend waren die begrabenen Städte verschollen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde ein Canal angelegt um Wasser vom Sarno nach Torre Annunziata zu leiten. Er führt quer durch die Ruinen Pompejis und ist noch jetzt in Thätigkeit. Allein man nutzte die Gelegenheit weitere Nachgrabungen anzustellen nicht. Auch den Gelehrten war die Lage der Stadt gänzlich unbekannt. Ein Zufall führte 1719 die Entdeckung Herculanums herbei, indem man beim Bohren eines Brunnens in der Tiefe von 26,6 Meter auf den Grund des Theaters stieß und eine Anzahl schöner Bildsäulen fand. Dreißig Jahre später wurden die Ausgrabungen mit einigem Eifer wieder aufgenommen. Von Pompeji war mittlerweile gar keine Rede, bis 1748 zufällige, in einem Weinberg gemachte Funde

weitere Nachforschungen veranlaßten. Man begann am Amphitheater zu graben, später am Theater. Doch ging alles mit einer erstaunlichen Nachlässigkeit und Langsamkeit. Jahrelang waren nur 4—5 Arbeiter, oft selbst auch nicht diese beschäftigt. Die Ruinen wurden durchwühlt um Statuen und Geräth zu finden, nachher schlecht conservirt oder einfach wieder zugeworfen. Die Verwaltung strotzte von Mißbräuchen, Unterschleife waren an der Tagesordnung. Es offenbart sich eben auch hier die totale Schwäche und Unfähigkeit des Bourbonenregiments. Einen rühmlichen Gegensatz zu diesem Treiben bildet die kurze Regierung der französischen Könige Joseph Bonaparte (1806) und Murat (1808—1815). Unter ihnen fing man die planmäßige Ausgrabung der Stadt an. Die Mauer wurde in ihrem ganzen Umfange blosgelegt, das Forum mit den Tempeln und öffentlichen Gebäuden; zeitweise waren mehrere hundert Arbeiter thätig. Die Resultate sind niedergelegt in der Beschreibung der Ruinen Pompejis durch den trefflichen französischen Architekten Mazois, dessen Werk seither die Grundlage unserer Kenntniß der Stadt gebildet hat. Nach der Restauration der Bourbonen konnte man nicht auf der Stelle von einem so rühmlichen Vorbild abfallen. Doch allmälig erschlaffte der Eifer und die alten Mißbräuche schlichen sich von Neuem ein. So kommt es, daß von 1815—1860 trotz der Bemühungen einzelner einsichtiger Männer, namentlich des Direktors Avellino, die Ausgrabung nicht in dem Maße vorgeschritten ist, wie man wohl hätte erwarten dürfen. Die Revolution von 1859 führte auch hier eine Wendung zum Bessern ein; die italienische Regierung warf ein jährliches Firum von 60,000 Francs für die Nachgrabungen aus und stellte in Joseph Fiorelli einen Mann von so eminenter praktischer Befähigung an die Spitze, wie er nicht besser hätte gewählt werden können. Die

Arbeiten werden nach bestimmten Normen verlicitirt und gehen wegen der geringen Schwierigkeiten, die der lose vulkanische Schutt darbietet, rasch vorwärts; man hat Schienen gelegt um den Schutt ganz abseits zu schaffen; eingehende Sorgfalt wird auf die Conservirung der Gebäude verwandt. Ein militärisch organisirtes Corps von 32 Custoden und mehreren Oberaufsehern sorgt für die Bewachung und zugleich haben die ersteren das Amt an Wochentagen, wo der Eintritt nur gegen Erlegung von 2 Francs gestattet ist, die Besucher herumzuführen. Ferner ward in den Ruinen ein Museum von kleineren und weniger kostbaren Gegenständen, desgleichen eine Bibliothek errichtet, so daß den Gelehrten alle äußeren Mittel zur Verfügung stehen um die wichtigen Aufschlüsse, welche Pompeji der Alterthumsforschung noch zu gewähren im Stande ist, an Ort und Stelle zu gewinnen.

Wer mit dem Begriff Ruine die Vorstellung des Malerischen verbindet, wird sich in Pompeji getäuscht finden: von einem höhern Standort aus macht dieses Labyrinth von nackten halbeingestürzten Mauern, das sich nicht über die umgebenden Felder erhebt, einen verwirrenden unerfreulichen Eindruck. Auch derjenige, welcher die Straßen der Stadt durchwandert, bedarf überall der Phantasie, um Bilder vergangener Zeiten aus diesen Grundmauern wachzurufen. Denn allein diese stehen, in der Regel nur bis zur Höhe von 12 bis 15, selten von 16 bis 20 Fuß; sämmtliches Holzwerk ist durch die Verschüttung vollständig verkohlt. Die Auffassung der Gebäude wird namentlich erschwert durch das Fehlen der Dächer. Die im Innern aufgefundenen Gegenstände, desgleichen die bessern Wandgemälde, sind in das National-Museum zu Neapel geschafft. Dies Verfahren verdient nicht den Tadel, welcher dagegen erhoben worden ist; denn der Witterung ausgesetzt ver-

blassen die Farben rasch und Schutzdächer, wie man sie jetzt errichtet, halten zwar den Regen ab, können jedoch den Einfluß der Luft nur zum Theil aufheben. Auch der Wunsch ein ganzes Haus so hergestellt zu sehen, wie es im Alterthum bewohnt ward, läßt sich kaum realisiren. Denn man gräbt mit Nichten die Stadt in dem Zustande auf, in dem sie von ihren Bewohnern verlassen wurde. Vielmehr haben gleich nach der Verschüttung die Ueberlebenden der lockeren Aschendecke, welche nicht über 20 Fuß maß, an Kostbarkeiten und Werthgegenständen entzogen, was sie nur immer vermochten. Dann sind Jahrhunderte hindurch besonders die öffentlichen Gebäude, an denen theure Steinarten, wie Marmor und Travertin verwandt waren, als Steinbrüche ausgebeutet worden. Und so finden wir gegenwärtig Pompeji in der Gestalt vor, wie es von den Alten als für weitere Nachgrabungen nicht lohnend bei Seite gelassen worden ist. Und doch genügen diese Ruinen, die Seele des Besuchers mit Eindrücken zu erfüllen, denen an Stärke und Lebhaftigkeit wenig andere an die Seite gestellt werden können. Eine vergangene Cultur tritt uns hier halb fremd, halb vertraut entgegen. Wir belauschen die antike Welt in ihren intimsten Aeußerungen und zwar aus einer Zeit, welche zur Gegenwart die wirksamsten Beziehungen und unverkennbare Analogien zeigt, die Periode der römischen Kaiser.

Pompeji hat eine lange Geschichte, seine Gründung reicht in das 6. oder 7. Jahrhundert v. Chr. hinauf. Die Bewohner gehörten dem weit verbreiteten Stamm der Osker an, der den größeren Theil Unteritaliens einnahm und neben den Etruskern und Latinern eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Halbinsel behauptete. Die Stadt liegt auf einer Erhöhung, welche in Urzeiten durch einen Lavastrom des Vesuv entstand. Dem Besucher wird dies durch den Umstand veranschaulicht,

daß, von welcher Seite er auch kommen mag, alle Wege zu den Thoren ansteigen. Das Meer war nur eine halbe Stunde, vielleicht noch weniger entfernt, und in nächster Nähe floß der Sarnus, der damals, wie alle Flüsse Italiens, einen größeren Wasserreichthum besaß und der Schiffahrt einen gesicherten Hafen darbot. So war Pompeji durch seine Lage auf das Meer hingewiesen und berufen den Handel des Binnenlandes zu vermitteln. Der Reichthum seines Gebiets bot eine weitere Quelle des Gedeihens; durch die Bewässerung der Ebene aus dem Sarno ward, wie dies noch heute der Fall, der Ertrag verdoppelt und verdreifacht. Der Grundplan der Stadt, der sich von der Gründung an unverändert erhielt, ist sehr einfach und regelmäßig. Mit einem Umfang von reichlich $\frac{1}{3}$ einer deutschen Meile (2600 Meter) hat sie die Form eines Ovals und ist von einer doppelten starken Mauer umgeben, durch welche sieben, in späterer Zeit acht Thore führten. Zwei parallele Hauptstraßen von Ost nach West, eine sie durchschneidende von Süd nach Nord begrenzen die verschiedenen Quartiere, die wiederum von einer Anzahl enger, bisweilen auch krummer Gassen, nach eigenthümlichen festen Prinzipien eingetheilt sind. Der Name Pompeji wird in der geschichtlichen Ueberlieferung zum ersten Male 308 v. Chr. genannt. Damals wüthete der große Krieg zwischen den Römern und den Samniten, Etruskern und deren Verbündeten, von dessen Entscheidung es abhing, ob Rom die Hauptstadt und Herrin Italiens werden sollte. Die Pompejaner standen treu zu den ihnen stammverwandten Samniten und schlugen eine Landung der römischen Flotte, welche im Meerbusen von Neapel operirte, tapfer zurück. Aber als in jahrelangen Kämpfen das Glück immer entschiedener auf die Seite Roms trat, mußten die italischen Völker ihren Frieden machen und wiewohl selbstständig in ihrer Ver-

fassung und Verwaltung, doch nach Außen als römische Bundesgenossen ein Abhängigkeitsverhältniß eingehn. So auch Pompeji: es theilte fortan die Schicksale des übrigen Italiens, seine Anstrengungen und Leiden in dem Riesenkampfe, der um die Weltherrschaft zwischen Rom und Karthago geführt ward. Nach der Besiegung Hannibals begann eine neue Periode des Friedens und des Glücks. Wir ersehen aus den Bauwerken, wie kräftig das städtische Leben aufblühte: man fing an die bisher ungepflasterten Straßen mit großen vieleckigen Basaltsteinen zu pflastern, errichtete eine Basilika für Gerichtsverhandlungen, ferner ein Theater, auch die Privathäuser wurden erweitert und ausgeschmückt. Diese Periode ungetrübten Friedens dauerte wenig mehr als hundert Jahre, als neue Stürme sich erhoben. Die innern Zustände Italiens verschlechterten sich immer mehr, je weiter die siegreichen Legionen seine Herrschaft nach Außen trugen. Zu Rom lagen Reichthum und Macht in der Hand einer kleinen bevorzugten Klasse, der bäuerliche Mittelstand verwandelte sich in ein städtisches Proletariat. Die italischen Bundesgenossen hatten alle Lasten römischer Bürger zu tragen ohne ihre Rechte. Ihre Unzufriedenheit stieg von Jahr zu Jahr, sie forderten politische Gleichstellung, Ertheilung des römischen Bürgerrechts. Und wieder waren es die oskischen Völkerschaften in Süditalien, welche für diese gerechte Forderung die Waffen ergriffen und am beharrlichsten führten. In dem großen Krieg (90. 89 v. Chr.) schloß sich Pompeji den italischen Bundesgenossen an und theilte mit ihnen das Loos der Besiegten. Sulla gewann unter seinen Mauern eine entscheidende Schlacht und verlegte später eine Abtheilung seiner Soldaten als Colonie in die Stadt, der ein Stück des Gebiets überwiesen werden mußte. Fortan standen sich in Pompeji zwei einheitlich geschlossene Gemeinden verschiedenen

Stammes gegenüber. Langjährige Streitigkeiten erfolgten und erst allmälig ward eine Ausgleichung angebahnt. Dieser Zustand entspricht im Kleinen den gewaltigen Zuckungen, welche das ganze römische Reich im letzten Jahrhundert vor Christus bewegten. Ströme von Blut mußten fließen, bevor unter Augustus und seinen Nachfolgern eine neue Friedensepoche anbrach. Die Menschheit athmete auf nach den Kämpfen des Marius und Sulla, des Cäsar und Pompejus, der Triumvirn mit den Mördern Cäsars, des Augustus mit Antonius, nach den Gräueln so vieler und so einschneidender Revolutionen. Zwar die republikanische Freiheit war ersetzt worden durch das Soldatenregiment eines einzigen. Allein diese Freiheit hatte nur bestanden für die privilegirte Klasse der römischen Bürger und bestanden auf Kosten der übrigen Länder, welche in barbarischer Weise unterdrückt und ausgesogen wurden. Es war ein wahrer Segen für die letzteren, daß fortan an die Stelle vieler kleiner Tyrannen ein Herr für alle trat. Und mochte auch dieser Eine den kaiserlichen Thron schänden durch unnatürliche Grausamkeit und Laster, wie dies nur zu oft vorkam, so durfte doch die Menschheit im Großen und Ganzen ihr Loos preisen, wenn sie es mit demjenigen im letzten Jahrhundert der Republik verglich. Diese neue Friedensaera erfüllte den weiten Umkreis des römischen Reichs mit großartigen Denkmälern; sie ist es, welche in Pompeji zu uns redet. Die letzte Ordnung der städtischen Verhältnisse stammt von Augustus; durch die politische Gleichstellung der alten Pompejaner mit den hinzugetretenen Colonisten wurden die frühern Gegensätze völlig beseitigt. Schon vorher hatte die Stadt begonnen ihren oskischen Charakter abzulegen. Nach Sullas Zeit verschwinden die Inschriften in oskischer Sprache (in einem aus dem etruskischen abgeleiteten Alphabet von rechts nach links geschrieben) und

machen der lateinischen Platz. Denn immer mächtiger entwickelt sich die römische Civilisation und drängt die alten Stamm- und Sprachunterschiede in dem Grade zurück, daß beim Beginn des Kaiserreichs, wenige griechische Städte ausgenommen, ganz Italien von den Alpen bis zum Golf von Tarent sich ausschließlich der lateinischen Schriftsprache bediente. Der nivellirende Geist jener Zeit ging noch weiter. Ein großer Theil der italischen Bevölkerung befand sich im Dienst des Staats oder in Geschäften in den Provinzen und ließ sich hier dauernd nieder. Denn die politischen und ökonomischen Verhältnisse machten es dem unbemittelten aber strebsamen Mann leichter in der Fremde eine angesehene Stellung zu erringen als in der Heimath. Diese massenhafte Emigration verbreitete die lateinische Sprache und Cultur über die ganze Welt; ihr verdanken zumal Spanien und Frankreich das Gepräge ihrer Nationalität. Aber dadurch schmolz auch die eingeborne Bevölkerung Italiens in reißender Schnelligkeit zusammen, der alte Bauernstand ward nach und nach aufgerieben und das Eigenthum ging aus der Hand vieler Begüterten in die Hand weniger Reichen über. Als Ersatz fand eine massenhafte Einwanderung aus den Provinzen, namentlich Einfuhr von Sclaven statt. Die Stellung der Sclaven im Alterthum war im Ganzen bedeutend besser, als man nach Maßgabe amerikanischer Verhältnisse anzunehmen geneigt ist. Der tüchtige Sclave war durch Fleiß und Umsicht im Stande, nicht blos die Freiheit zu verdienen, sondern selbst zu Vermögen und Ansehen zu gelangen. In der That wurde dieses immer gewöhnlicher und aus den Freigelassenen bildete sich ein neuer Mittelstand, der auf die Zusammensetzung der Bevölkerung einen bestimmenden Einfluß ausübte. Denn die Aufnahme einer so großen Masse von stammfremden Ausländern führte eine allmälige Um- und Wei-

terbildung der einheimischen Religionsvorstellungen herbei. Durch die Orientalen, welche besonders stark unter ihnen vertreten waren, kamen die ägyptischen und syrischen Götterdienste nach Italien; durch sie hat auch das Christenthum sich verbreitet und eingebürgert.

Dieser universale kosmopolitische Charakter tritt, wie am ganzen Golf von Neapel, so auch in Pompeji stark hervor. Die Schönheit der Gegend zog eine Menge reicher vornehmer Römer hierher; in Pompeji z. B. besaßen der Redner Cicero und Kaiser Claudius Landhäuser. Auch dies beförderte das Eindringen der lateinischen Sprache und Sitte. Das Oskische lebte noch etwa im Munde des Landvolkes fort; in den Schulen begnügte man sich die Kinder das Alphabet desselben zu lehren. Ungleich wichtiger war die griechische Sprache theils für den Verkehr mit den ausländischen Kaufleuten, theils auch für den Gebildeten, um die Musterwerke der antiken Literatur im Original und nicht blos aus den Nachbildungen der römischen Dichter kennen zu lernen. Neben diesen drei Hauptsprachen müssen wir noch eine große Anzahl fremder voraussetzen, wenigstens im Munde der Sclaven. Unter diesen begegnen viele aus den nördlichen Ländern, aus Deutschland, Frankreich, Thracien, andere aus dem Osten und Süden, aus Asien und Afrika. Ein neapolitanischer Anatom hat einige achtzig Schädel aus Pompeji untersucht und zuerst, wie billig zu erwarten stand, constatirt, daß der damalige Menschenschlag sich von dem heutigen nicht unterscheidet. Doch glaubt er von der Hauptmasse weißer europäischer Bevölkerung eine Sclavenrace aussondern zu müssen, deren Schädel in der Mitte stehen zwischen dem arabischen und dem Negertypus; das Verhältniß dieser Gattung zur unseren sei der Zahl nach wie 3 zu 10. Die Einwohnermenge läßt sich nicht sicher berechnen, sondern nur ungefähr

abschätzen. Wenn man indeß alle einschlägigen Factoren erwägt und dabei berücksichtigt, wie dicht in jener Gegend noch heute die Menschen zusammen wohnen, wird man etwa 30,000 Einwohner annehmen dürfen. Die Stadt war unter den geordneten friedlichen Verhältnissen, die seit Einführung des Kaiserthums bestanden, in einem entschiedenen materiellen Aufschwung begriffen. Die Mauer, welche sie rings umgab, war ihr zu eng geworden, und deshalb riß man sie an der Seeseite, wo sie den Verkehr am meisten behinderte, ganz ein. Vorstädte hatten sich vor den Thoren angesiedelt, deren Umfang nach den geringen Resten zu schließen, welche bis jetzt ausgegraben sind, sehr ansehnlich gewesen sein muß.

Pompeji war gleich den übrigen italischen Städten ein selbstständiges Gemeinwesen, das nur soweit allgemeine Verhältnisse, welche andere Städte oder auch das ganze Reich angingen, in Frage kamen, vom Kaiser und Senat zu Rom Entscheidungen einzuholen hatte, im Uebrigen nach eigenen Satzungen sich frei bewegen konnte. An der Spitze der Verwaltung stand der Rath der Decurionen; in der Regel waren ihrer hundert, die theils aus den gewesenen Beamten, theils durch Cooptation aus den andern Ständen sich ergänzten. Die Rathsherren repräsentiren die vornehmsten Familien der Stadt und genießen ansehnliche Ehrenvorrechte; sie sind die eigentlichen Patricier. Die Executive lag in der Hand von Quattuorvirn d. h. Viermännern, von denen die zwei höchstgestellten die Rechtspflege, die beiden andern die Aufsicht über Straßen, Gebäude, Marktverkehr, kurz die Polizei unter sich hatten. Diese Beamten wurden alljährlich neu gewählt, alle fünf Jahre hingegen sogenannte Quinquennalen, welchen wie den römischen Censoren der Census, d. h. die Aufstellung der Bürger- und Steuerlisten oblag. Alle diese Aemter brachten nur Ehre ein und waren

mit bedeutenden Kosten verbunden, weil der abtretende Beamte als Entgelt für die übertragene Ehre verpflichtet war öffentliche Spiele zu geben, oder ein entsprechendes Bauwerk zu errichten. Hier zeigt sich so recht der schöne Bürgersinn, von dem das ganze Alterthum belebt und erfüllt war. Kein Ehrgeiz ist berechtigter als derjenige, durch gemeinnützige Werke seinen Namen im Andenken der Nachlebenden zu verewigen. Wie sehr die Aristokratie Pompejis diesen Satz beherzigte, beweisen die Gründungstafeln an den städtischen Gebäuden. Eine Priesterin der Ceres erbaut von ihrem Gelde das große Chalcidicum am Forum, zwei Duumvirn legen den Grund zum Amphitheater, zwei andere bauen das große Theater um, aus dem Vermögen eines sechsjährigen Knaben wird der Isistempel nach seiner Zerstörung durch ein Erdbeben neu hergestellt, von kleineren Leistungen ganz zu geschweigen. Und daß dieser edle Gemeingeist von der großen Masse des Volks getheilt ward, läßt sich wohl daraus schließen, daß man durch derartige Stiftungen statt der äußerst beliebten Spiele sich um seine Gunst bewerben konnte. Die Reichen drängten sich zu den Aemtern und die Wahlen erregten ein allgemeines Interesse und eine Betheiligung, welche an die großen Wahlkämpfe aus der republikanischen Zeit Roms erinnert, wo die politische Leidenschaft eines ganzen Volkes in den innersten Tiefen aufgewühlt war und vom Ausgang das Wohl und Wehe Tausender abhing. Denn auch in dem engen Kreise einer kleinen Stadt wie Pompeji, in dem es sich um nicht viel anderes als um Verwaltungsmaßregeln untergeordneter Art handeln konnte, bewährt sich dieser politische Sinn. Zeugniß davon legen noch jetzt die zahllosen Wahlprogramme und Empfehlungen ab, welche mit rothen, selten schwarzen Buchstaben auf die weißen Straßenwände der Häuser (in einer Zeit, wo Papier ein Luxusgegenstand war,

überhaupt die gewöhnliche Weise um öffentliche Anzeigen zu machen) angemalt sind. Der Candidat wird den Mitbürgern als brav und würdig empfohlen, bald von einzelnen Privatleuten, bald auch einer ganzen Corporation. Wir lernen aus diesen Programmen eine große Anzahl pompejanischer Zünfte kennen, als Bäcker, Färber, Zeugwalker, Stellmacher, Goldschmiede, Gemüsehändler, Gärtner, Fischer, Marktleute, Köche, Lastträger, Maulthiertreiber u. a. Auch Spitznamen wie Langschläfer und Kneipbrüder (dormientes universi, seribibi) werden unter diesen Wahlcollegien erwähnt. Einmal wird einem Gegencandidaten ein Compromiß angeboten und an sein Haus gemalt mit den Worten: o Proculus, wenn du den Sabinus wählst, so wird er auch dich wählen. — Neben dem Patriciat der regierenden Familien besteht eine Geldaristokratie aus dem Stand der Freigelassenen. Augustus hatte ihre Verhältnisse gesetzlich geregelt und ihre Interessen unmittelbar an seine Person geknüpft. Der Kaiser ward ihrer aller Patron und Schutzherr und diejenigen, welche an der Spitze der Freigelassenen als Augustalen, d. h. Priester der göttlichen Macht, welche die Geschicke des Kaisers leitet, standen, nahmen fortan den Rang und die Auszeichnung von Rittern ein. So scheiden sich die verschiedenen Stände, Patricier und Bürger, Augustalen und Freigelassene, endlich die große Masse der Sclaven nach den festen Normen, deren das Alterthum nicht entbehren konnte, ohne jedoch hermetisch gegen einander abgesperrt zu sein.

Von den äußeren Schicksalen der Stadt unter den Kaisern ist wenig zu sagen. Wir hören von einer gelegentlichen Anwesenheit der Kaisers Claudius. Im Jahre 60 n. Ch. kam es am Amphitheater bei Fechterspielen, die ein Senator aus Rom veranstaltete, mit den in großer Anzahl aus dem benachbarten Nuceria herbeigeströmten Gästen zum Streit; aus dem Streit

ward ein offener Kampf und die Fremden wurden mit Verlust von Todten und Verwundeten in die Flucht geschlagen. Die römische Regierung sah sich genöthigt einzuschreiten, verbot auf zehn Jahre hinaus die Kampfspiele und löste die gesetzwidrigen Verbindungen in Pompeji ganz auf. Man sieht, die Wogen des Lebens gingen zu Zeiten hoch in der kleinen Stadt. Ein größerer Unfall betraf sie bald darauf im Februar 64. Ein furchtbares Erdbeben, der Vorbote der letzten Tage, verheerte Campanien und zerstörte Pompeji zum großen Theil. Umfassende Um- und Neubauten mußten vorgenommen werden: man besserte den Schaden aus, so rasch und gut es gehen wollte, benutzte aber zugleich die Gelegenheit, um die Stadt zu verschönern und im allerneuesten Geschmack wiederherzustellen. Hieraus erklärt sich unter anderem die auffallende Flickerei des Mauerwerks, welche das Mißfallen des Technikers zu erregen pflegt, und der ziemlich junge Charakter, den die Stadt trotz ihres hohen Alters trägt. Die Bauart war nicht zu allen Zeiten die gleiche. Die ältesten Mauern sind aus sorgfältig behauenen Quadern ohne Bindemittel aufgeführt. Doch mußte bei fortschreitender Cultur diese zwar solide aber sehr kostspielige Technik einer billigeren Raum machen. Die Gegend hat Ueberfluß an der vulkanischen Puzzolanerde, welche mit Kalk verbunden einen unverwüstlichen Mörtel liefert, der an Härte den gewöhnlichen Bruchstein von Tuff weit übertrifft. Man baute nun mit unregelmäßigen Stücken des letzteren, und umgab sie mit einer so großen Mörtelmenge, daß diese weit mehr hervortritt als der Stein. Gebrannte Steine verwandte man als Ziegel zum Dachdecken, Backsteine zur Einfassung der Ecken, als Stützen und Pfeiler überall da, wo besondere Stärke erforderlich war. Die Mauerdicke beträgt nicht über 1½' und reicht vollständig für die Höhe der

Gebäude aus, welche meistens nur 2, in seltenen Fällen 3 Stockwerke ausmachte. Ihre Haltbarkeit wurde durch einen dicken, mit größter Sorgfalt zubereiteten Putz erhöht. In der letzten Zeit ließ man keine Wand unverputzt und selbst die älteren Quaderstücke wurden nachträglich ebenso behandelt. Diese reiche Verwendung des Putzes bildet ein Hauptmerkmal der pompejanischen Architektur und bot der malerischen Ausschmückung einen anderswo ungekannten Spielraum dar. Der Stuck vertrat hier die Stelle des Marmors, welcher seit der Entdeckung der Brüche zu Carrara im letzten Jahrhundert v. Ch. eine ungeheure Verbreitung in Rom und dem übrigen Italien gefunden hatte. Aus diesem Stuck, der eine vorzügliche Härte gewann, werden die feinern architektonischen Glieder geschnitten; auch die Säulen bestehen aus einem Kern von gewöhnlichem Bruch- oder gemauerten Backstein, um den die Canneluren und Capitelle in Stuck gelegt werden.

Die Entwickelung des äußern städtischen Lebens war bis zu der Höhe gelangt, deren sie überhaupt im Alterthum fähig war. Eine Wasserleitung versorgte die Stadt mit diesem wichtigsten aller Lebensbedürfnisse; laufende Brunnen begegnen an allen Straßenecken und kein Haus war ohne Cisterne. Außer vielen Bädern in den vornehmen Häusern finden sich in dem aufgegrabenen Theil zwei große öffentliche Badeanlagen. Unterirdische Cloaken, zu denen ein jedes Haus seinen Abzug hatte, entfernten den Unrath in die nahe See. Man darf dreist behaupten, daß in der Rücksichtnahme auf öffentliche Reinlichkeit und Gesundheitspflege Pompeji es den meisten Städten des heutigen Italiens zuvorthat, auch mit denen des nördlichen Europas den Vergleich nicht zu scheuen braucht. Den Mittel- und Glanzpunkt der Stadt bildet das Forum, auf dem höchsten Punkte an der Westseite nach dem Meere zu gelegen. Es erstreckt sich

von Nord nach Süd als regelmäßiges Rechteck 157 Meter lang, 33 Meter breit. Auf dasselbe münden sechs Straßen, doch war es für Wagen und Reiter durch vorgesetzte Steine unzugänglich und konnte durch Thore ganz gesperrt werden. Ein Porticus von einer, an der Südseite von zwei Säulenreihen schloß den freien Raum in der Mitte ein. Die untere Säulenstellung war dorischer Ordnung, über ihr stand eine zweite ionische, wodurch ein bedeckter zweistöckiger Umgang erzielt wurde, der Schutz gegen Sonne und Regen darbot. Der Platz in der Mitte war mit großen Travertinfliesen gepflastert. Hier befinden sich zweiundzwanzig Basen für Ehrenstatuen, wie sie von der Stadt vornehmen und verdienten Männern, namentlich auch ihren Beamten gesetzt zu werden pflegten. An den Seiten des Forums liegen die wichtigsten Tempel und Gebäude der Stadt. An hervorragendster Stelle, ringsum frei, erhebt sich im Norden auf einem 3 Meter hohen Unterbau der Tempel des höchsten Gottes, des Jupiter; achtzehn Stufen führen zu einer von zwölf Säulen getragenen Vorhalle hinauf, an welche das Heiligthum stößt. Dieses hatte an den Wänden eine doppelte Säulenstellung über einander und im Hintergrunde drei Nischen für die Götterbilder, in der Mitte Jupiter, an den Seiten Juno und Minerva. Unter dem Tempel befinden sich Kammern, in denen, wie man glaubt, der Stadtschatz aufbewahrt wurde. Das ganze Gebäude ist 30 Meter lang, 15 Meter breit und war wahrscheinlich 15 bis 16 Meter hoch. Der zweite Haupttempel grenzt an die Westseite des Forums. Ein großer Säulenhof umgiebt den Unterbau, auf dem der Tempel steht. Auch dieser hatte einen Säulenumgang und eine Vorhalle vor dem Heiligthum, welches das Götterbild barg. Ein Opferaltar befindet sich noch am Fuße der Treppe; auch mehrere Götterstatuen sind hier gefunden worden. Doch weiß

man nicht recht, ob dieser prächtige Tempel der Ceres oder Venus oder welcher Gottheit sonst geweiht war. Neben ihm liegt die Basilika, ein ansehnliches längliches Gebäude, das im Innern drei Schiffe hatte. Am Ende ist ein erhöhtes Tribunal, wie es scheint, der Sitz des rechtsprechenden Magistrats. An der Südseite, dem Jupitertempel gegenüber, liegen drei, an der Ostseite fünf große städtische Gebäude, deren Bestimmung im Einzelnen sich nicht klar nachweisen läßt. In dem einen darf man das Sitzungslokal des Stadtrathes, in einem anderen das der Vorsteher der verschiedenen Stände erkennen. Wir erwähnten bereits das von der Cerespriesterin Eumachia erbaute Chalcidicum; es war der Eintracht und Frömmigkeit des Kaisers geweiht und diente vielleicht als eine Art Börse. Weiter ist zu nennen das Augusteum, in dem die Brüderschaft der Augustalen ihre Feste und Schmäuse feierte, bei denen auch das niedere Volk durch Austheilung von Fleisch und Brot bedacht zu werden pflegte. In einer Nische an der Außenseite des Venustempels sind die Normalmaße der Stadt zu allgemeiner Kenntnißnahme aufgestellt. Vor dem Augusteum scheinen Geldwechsler ihre Buden aufgeschlagen zu haben. Von dem Glanz, den dieser Platz bei seiner Vollendung gewährt haben muß, erhält der Besucher nur eine ungenügende Anschauung. Die Marmorplatten, mit denen das Mauerwerk bekleidet war, sind verschwunden und rings erblickt das Auge nackte unförmliche Trümmer. Von den anderen Ursachen, die diesen Zustand herbeigeführt haben, abgesehen, muß man überhaupt annehmen, daß bei der Verschüttung die ganze Anlage nur zur Hälfte beendet war. Erst nach der Zerstörung durch das Erdbeben 63 scheint man die Herstellung in dem großartigen Maßstabe, wie er eben beschrieben wurde, betrieben zu haben, und es begreift sich wohl, wenn man die Kosten

auch nur flüchtig überschlägt, daß die Mittel Pompejis in 16 Jahren dieses Werk nicht zum Abschluß bringen konnten. Denn zur selben Zeit und im selben Maße war man auch an andern Punkten in der Stadt thätig.

Der wichtigste Platz nach dem eben beschriebenen ist das Forum triangulare, wegen seiner dreieckigen Gestalt so genannt, am Südende der Stadt, unweit des wichtigen Stabianerthores gelegen. Es gehört zu den Bauten aus älterer Zeit und hatte später besonders eine religiöse Wichtigkeit. Ein Porticus von 100 Säulen umgiebt einen in der Mitte liegenden Tempel altgriechischen Stils, der jetzt bis auf die Grundfläche ganz verschwunden ist. Oestlich an dieses Forum lehnt sich ein größeres Theater an. Es war nach antiker Weise unbedeckt und konnte 5000 Zuschauer fassen. Der Zuschauerraum, allmälig ansteigend, hat drei Ränge, von denen der untere für die Standespersonen diente. Die Sitze bestehen aus Steinstufen, die man wohl durch mitgebrachte Polster sich bequemer zu machen suchte. An der obern Umfassungsmauer sind noch die Steinringe bemerkbar, durch welche Mastbäume gesteckt wurden, um Segeltücher gegen die lästigen Sonnenstrahlen auszuspannen. Auch dieses Gebäude ist sehr trümmerhaft und schlechter erhalten als das anliegende kleine Theater. Das letztere faßte 1500 Personen und war mit einem Holzdach bedeckt, woraus man vielleicht schließen darf, daß es für musikalische Aufführungen diente. Während hier durch Trauerspiel und Lustspiel, Musik und Tanz den edleren Bedürfnissen des Volkes Rechnung getragen ward, erwecken die Ruinen des Amphitheaters andere Bilder blutiger Art. Es liegt am Südostende der Stadt, in der Nähe eines Platzes, den man Ochsenmarkt benannte und im vorigen Jahrhundert ausgrub, aber in damaliger Weise nachher wieder verschüttete. Es bildet ein großes offenes Oval,

theilweise in der Erde ausgegraben, 130 Meter lang, 102 Meter breit. An 20,000 Zuschauer fanden Platz, ihre Sitze sind ähnlich eingetheilt wie im Theater. Die Größe des Gebäudes erklärt sich wohl daraus, daß auch die Bewohner der benachbarten Städte zu den Kampfspielen herbeizuströmen pflegten. Denn nichts gleicht dem Interesse, welches der damaligen Welt diese grausame Lustbarkeit darbot. Und hier erkennen wir eine der Nachseiten im Bilde der römischen Cultur. Man unterscheidet zwei Gattungen unter den Spielen des Amphitheaters: Thierkämpfe und Kämpfe einzelner Fechter gegen einander. Von Thieren wurden besonders Stiere, Bären, Eber, auch wohl Leoparden vorgeführt; Löwen, Tiger, Elephanten blieben der enormen Kosten wegen, die ihre Herbeischaffung verursachte, der Hauptstadt vorbehalten. Die Thiere kämpften theils unter einander, theils wurden verurtheilte Verbrecher, schlecht oder gar nicht bewaffnet, ihnen vorgeworfen; Tausende von Christen haben so den Glaubenstod gefunden. Oder sie wurden von besonderen Thierkämpfern (bestiarii, venatores), die man den spanischen Matadoren vergleichen kann, bestanden. Die Gladiatoren waren Sclaven, besonders aus nördlichen Ländern, oder freiwillig Angeworbene niederen Standes. Sie wurden in Banden (familia) von Unternehmern auf Speculation gemeinschaftlich kasernirt und unter eiserner Disciplin gehalten Der Unternehmer gab die Spiele entweder gegen Entree auf eigene Rechnung, oder vermiethete seine Leute an Beamte und Privatleute, um bei öffentlichen Festen aufzutreten. Der Miethpreis betrug für einen unverletzten Gladiator 5 Thlr. 24 Sgr.; für einen getödteten oder unbrauchbar gemachten 290 Thlr. Doch wird das Menschenleben wohl nicht immer so niedrig tarirt worden sein wie in dieser Angabe. Die Aufführung der Spiele wurde auf Monate hinaus vorher bekannt gemacht und mehrere

solcher Anzeigen haben sich in Pompeji erhalten. Besonders oft traten Mitglieder der großen kaiserlichen Banden, welche zu Capua eingeübt wurden, hier auf. Man focht paarweise meistens zu Fuß, auch wohl zu Pferde. Die Bewaffnung und Ausrüstung war sehr mannigfaltig und hiernach werden verschiedene Fechterklassen unterschieden. Eröffnet ward das Schauspiel durch Musik, dann folgte ein Scheingefecht mit stumpfen Waffen und hierauf der ernsthafte Kampf. In der Regel hatte derselbe keinen tödtlichen Ausgang. Der Besiegte oder Verwundete erhob stumm die ausgestreckte Hand, um sein Leben vom Volke zu erflehn; falls er sich brav gehalten, ward ihm seine Bitte nicht leicht versagt, Schwenken mit Tüchern bedeutete Gnade, Einknicken des Daumens hingegen sprach ihm das Todesurtheil. Von solchen Kämpfen reden unzählige Kritzeleien, mit denen man dem heutigen Gebrauch entsprechend, die Wände zu verunzieren liebte, und wir ersehen aus ihnen, bis zu welchem Grade die rohen barbarischen Helden der Arena die Gedanken der alten Pompejaner beschäftigten. Von tödtlichem Ausgang waren meistens die Kämpfe begleitet, welche zu Ehren eines Verstorbenen gegeben wurden. Solche kommen damals häufig vor und beruhen auf der uralten religiösen Vorstellung, den Geist des Verstorbenen durch Menschenopfer sühnen zu können. In der That ist hieraus das ganze Institut hervorgegangen, wenn es gleich der ursprünglichen Bestimmung immer mehr entfremdet und zur gewöhnlichen Lustbarkeit herabgesunken war.

Die Nachlebenden waren eifrig bemüht die Ruhe des Todten durch Opfer und fromme Gebete zu sichern. Vor dem nordwestlichen Thore, das nach Herculanum führt, ist eine Straße bloßgelegt, welche zu beiden Seiten mit Grabdenkmälern geschmückt ist. Es war allgemeine Sitte die Todten an den Landstraßen zu be-

statten und so gewissermaßen sie in der Gemeinschaft der Lebenden festzuhalten. In ältester Zeit deckte schlichter Rasen den vornehmen wie den gemeinen Mann. Mit der Ausbreitung der römischen Cultur ward es gewöhnlich Grabmonumente zu errichten, auf denen Namen und Stand des Todten zu lesen war. Sie sind als kleine Häuser in Tempelform gebaut, mit einer Kammer im Innern, in der die Aschenkrüge aufgestellt wurden. Man verbrannte damals die Leichen und erst das Christenthum führte an dessen Statt das Begraben wieder ein. Die Monumente, mit großer Pracht und im neuesten Kunstgeschmack errichtet, gehören durchgängig der Kaiserzeit an. Ihre Inschriften lehren uns viele Namen kennen, Beamte, Priesterinnen, Bürger, Freigelassene, Hohe und Geringe neben einander. So liegen sie in friedlichem Verein zwischen den Häusern und Villen, welche diese Vorstadt ausmachen. Von ähnlichen Gräberstraßen vor den übrigen Thoren hat man Kunde, doch sind sie bis jetzt nicht ausgegraben. Die Verehrung der Manen, d. h. der Geister der Abgeschiedenen macht einen Hauptbestandtheil des religiösen Glaubens in Italien aus. Man dachte sich die ganze Natur belebt von Geistern und Gottheiten abstracter Art ohne bestimmte greifbare Persönlichkeit. So erscheint der römische Glaube als ein nüchterner Pantheismus, welcher von dem farben- und gestaltreichen Götterhimmel der Griechen weit abstach. Doch schon in früher Zeit begann die Auffassung der letzteren die italischen Götter umzugestalten und auch wohl zu verdrängen. Es entsteht eine Verbindung und Vermischung italischer und griechischer Vorstellungen, welche in dem bekannten System der zwölf großen Götter einen allgemein gültigen Ausdruck gefunden hat. Unter jenen Genien oder Geistern, welche öffentliche Verehrung genossen, begegnen uns zunächst in Pompeji die Laren. Ein jedes Haus hat seinen Schutzgeist,

lar familiaris, dem ein kleiner Raum als Kapelle geweiht ist. Auch eine jede Straße und ein jedes Quartier steht unter der Obhut ähnlicher Geister, namentlich an den Kreuzwegen werden sie verehrt und hier sind ihre Bilder und Altäre aufgestellt: eine Sitte, die man wohl vergleichen darf mit den Heiligenbildern in katholischen Ländern. Die Gottheiten, welchen die Tempel, deren wir bis jetzt etwa zehn rechnen können, geweiht waren, sind nur zum Theil bekannt. Zunächst sind zu erwähnen jene allgemeinen Wesen, welche auf den Kaiser und das ganze Reich Bezug nehmen, wie Fortuna die Schicksalsgöttin, Concordia und Pietas, die Geister der Eintracht und Frömmigkeit. Weiter kennen wir Jupiter den Gott des Himmels mit seinen Begleiterinnen Juno und Minerva, Ceres die Göttin des Ackerbaus, Merkur den Gott des Handels, Venus die Göttin des Frühlings und der Liebe, Aesculap den Heilgott. Wenn schon bei diesen Diensten fremde Vorstellungen maßgebend geworden waren, so ist dies noch weit mehr beim Cultus der ägyptischen Göttin Isis der Fall. Sie hatte ihren Tempel oberhalb des Theaters und genoß ein besonders großes Ansehen beim Volke. Der Einfluß des Orients, namentlich Aegyptens mit seiner uralten mystischen Götterweisheit läßt sich hier deutlich wahrnehmen. Zweifelhaft bleibt es, ob auch das Judenthum Eingang gefunden hatte. Dasselbe gilt vom Christenthum; denn so tröstlich auch der Gedanke sein würde, wenn hier in so früher Zeit das Licht aufgegangen wäre, in dessen Schein wir wandeln, so genügen doch die bisherigen Funde nicht, um eine solche Annahme zu gestatten.

Von öffentlichen Gebäuden verdienen die beiden Thermenanlagen noch Erwähnung. Die eine liegt nördlich vom Forum an der Hauptstraße, welche die Stadt von West nach Ost durchschneidend im Nolaner Thor endigt, die zweite an der Haupt-

straße, welche von Süd nach Nord, vom Stabianer zum Vesuv-Thor sich hinzieht, mithin beide an den Brennpunkten des städtischen Verkehrs. Man badete im Alterthum häufiger und regelmäßiger, als jetzt gemeinhin geschieht. Das Bedürfniß war eben auch ein viel größeres, weil Arme und Beine unbekleidet waren und die Wollenstoffe, die man trug, gewöhnlich seltener gewechselt wurden. Jedoch ward aus dem Bedürfniß allmälig ein Luxus, als man die einfachen Badestuben durch große auf Unterhaltung berechnete Anlagen erweiterte. Dem Müßiggänger ward hier Gelegenheit geboten viele Stunden des Tages todt zu schlagen, und die gleichzeitigen Schriftsteller erkennen in diesen Anstalten eine Hauptursache der einreißenden Sittenverderbniß. Die Einrichtung der Bäder entspricht den seit Kurzem bei uns eingeführten sogen. russischen oder türkischen Bädern. Man begab sich successive in drei hintereinander liegende Säle, deren Temperatur sich immer weiter steigerte, und nahm so ein Schwitzbad in erwärmter Luft. Die Abtheilungen für Männer und Frauen sind streng gesondert. Auch Bassins für kalte Wasser- und Schwimmbäder, ebenso Zellen zur Benutzung Einzelner, kurz der ganze Apparat, mit dem ein heutiges Etablissement ausgestattet ist, findet sich in der Hauptsache bereits in Pompeji vor. Aber darin behaupten die Alten einen großen Vorzug, daß diese Räume mit der höchsten Eleganz eines vollendeten Kunstgeschmacks ausgestattet waren. Dies gilt namentlich von dem größeren mit besonderer Pracht versehenen Bade an der Stabianerstraße. Ein großer Säulenhof bot dort den Besuchern, sei es vor oder nach dem Bade, Gelegenheit zu körperlichen Uebungen und Spielen dar.

Das Hauptinteresse der Ruinen Pompejis liegt weniger in den öffentlichen Gebäuden, deren auch andern Orts eine große Menge erhalten sind, als vielmehr in den Privatwoh-

nungen. Unsere Kenntniß des antiken Wohnhauses ruht ausschließlich auf dieser Stadt, und vor ihrem Bekanntwerden war es nicht möglich eine richtige Vorstellung von demselben zu gewinnen. Wenn man die nicht breiten, aber sorgfältig gepflasterten und mit Trottoirs versehenen Straßen durchwandert, wird man gleich eines großen Unterschiedes in den Wohnungen gewahr, je nachdem nämlich diese mit ihrer ganzen Breite sich nach der Straße zu öffnen oder derselben eine nackte fensterlose Mauer darbieten. Die ersteren sind Läden, die letzteren gehören größeren ausgebildeten Häusern an. Die Läden sind viereckige Räume von bescheidener Ausdehnung und werden gegen die Straße durch eine Bretterwand, die ganz fortgenommen werden konnte und bei gutem Wetter fortgenommen wurde, abgeschlossen. Sie erinnern an die heutige Sitte italienischer Städte, wo die Erdgeschosse an der Straße an Handwerker oder Handeltreibende vermiethet werden. Man arbeitet halb im Hause halb auf der Straße, und es entfaltet sich jenes bewegte Straßenleben, welches dem Nordländer so fremd, dabei so anziehend erscheint. Wir dürfen annehmen, daß diese Gelasse meistens zu den dahinter liegenden Häusern gehörten und von den Besitzern an Sclaven, Freigelassene und ärmere Leute vermiethet wurden. In nicht seltenen Fällen stehen die Läden direct mit den Häusern in Verbindung, so daß wir in deren Besitzern größere Kaufleute und Gewerbtreibende zu erkennen haben. Im Unterschied von der Gegenwart kommen große Fabriketablissements in Pompeji gar nicht vor. Die Concentration des Capitals in wenig Händen würde, möchte man glauben, darauf hingeführt haben. Allein das Fehlen der Maschinen und die ausschließliche Benutzung der Handarbeit ließ eine ähnliche Entwickelung der Industrie im Alterthum nicht aufkommen. Es muß im Ganzen vortheilhafter gewesen

sein, eine Anzahl kleiner Werkstätten, jede mit einer beschränkten Anzahl Arbeiter zu unterhalten, als diese sämmtlich in eine einzige zu vereinigen. Unter den Gewerken stehen einige noch auf der Stufe der Kindheit, andere und namentlich diejenigen, bei denen die künstlerische Anlage des Auges und der Hand zur Geltung kam, in hoher Vollendung da. Die gewöhnlichen Gewerke der Neuzeit finden sich bereits in Pompeji vor. Besonders häufig sind die Bäckereien, in denen zugleich auch das Korn gemahlen wurde. Die Mühlen, von Menschen oder Zugthieren getrieben, sind noch sehr einfach. Einen Backofen fand man vor einigen Jahren auf, noch voll von Brot; es waren deren einige achtzig, alle natürlich vollständig verkohlt. Eine der ausgedehntesten Werkstätten ist die Fullonica, Walkerei, in der die Tuchröcke und Mäntel, welche man damals ausschließlich trug, gewaschen und gepreßt wurden. Neben dem Handwerk ward ein sehr verbreiteter Kleinhandel betrieben. Die Läden haben häufig gemauerte Brüstungen an der Straße, in welche große Krüge eingelassen sind für Oel und Früchte aller Art; auch Schenken und größere Wirthshäuser zum Uebernachten sind reichlich vertreten. Die große Masse des kleinen Handwerker- und Handelsstandes wohnte nun theils in diesen Läden, mit denen oft andere Zimmer im Erdgeschoß oder oberen Stock verbunden waren, theils auch in eigenen kleinen Häusern. Von diesen ab bis zu den Palästen der Großen findet eine reiche Abstufung statt. Auch hat sich der Plan und die Einrichtung des Hauses allmälig dergestalt verändert, daß es nicht ganz leicht ist, eine kurze und überall zutreffende Beschreibung zu geben. Die Grundabweichung desselben vom modernen Hause beruht auf der Nichtanwendung des Glases: Während unser Haus mit seinen Glasfenstern von der Straße Licht und Luft erhält, schließt sich jenes bis auf die Thür gänzlich von der

Straße ab. Die Zimmer gruppiren sich sämmtlich um einen innern Hof, der halb vom Dach geschützt, aber in der Mitte offen, ihnen die nöthige Helle vermittelt. Das Dach ist nach innen gesenkt und so fließt der Regen im Mittelpunkt des Hauses in einem kleinen Bassin zusammen, von dem aus er in eine unterirdische Cisterne geleitet wird. Die Zimmer sind gewöhnlich im Umfange beschränkt, man lebte und arbeitete in dem Hofe, der seiner Bestimmung und seinem Gebrauch nach am besten mit den großen Dielen oder Tennen verglichen werden kann, wie sie sich noch in unseren altsächsischen Bauernhäusern finden. Wie bei diesen fehlte auch der Schornstein; erst in späterer Zeit kommen Rauchfänge in den Küchen vor; Oefen waren und sind durchgängig in Süditalien noch jetzt unbekannt. Das älteste italische Haus beschränkte sich auf einen einzigen von Zimmern umgebenen Hof, das Atrium. Mit dem Eindringen griechischer Sitte im dritten Jahrhundert v. Ch. reichte dieser beschränkte Raum nicht mehr aus und man erweiterte das Haus durch einen zweiten, von Säulenhallen eingefaßten Hof, den man Peristylon nannte. Doch auch diese Erweiterung genügte der späteren Zeit nicht mehr und wir finden bis zu vier Höfen in einem Haus verbunden. Die ältesten Anlagen waren an einfache und strenge Verhältnisse gebunden, auch diese machen der Unregelmäßigkeit und Laune des Einzelnen immer mehr Platz. Nur darin bewahrt sich das Eigenthümliche dieser Bauweise, daß eine jede Erweiterung nothwendig die Hinzufügung eines neuen Hofes einschließt. Die Haupträume liegen durchaus im Erdgeschoß, hier entfaltet sich der Glanz und Reichthum des Hauses. Die Zimmer des oberen Stocks wurden als Schlaf-, Vorraths- und Sclavenkammern benutzt. Unterirdische Keller nach unserer Art kommen nur ganz vereinzelt vor. Die Räume sind mit Ausnahme der Gesellschaftszimmer

für unsere Auffassung sehr klein. Dies erklärt sich daraus, daß sie nicht nach heutiger Weise streng sich schieden, sondern das ganze Haus ein zusammenhängendes Ganze bildete. Dann war auch das Mobiliar im Alterthum ungleich beschränkter und einfacher; alle die Tische, Schränke, Kommoden, mit denen wir unsere Zimmer anfüllen, fallen größtentheils fort. Aber was an Geräth sich im Hause fand, ist bis ins kleinste Detail künstlerisch behandelt und geformt. Die Marmortische, Broncesessel, Candelaber enthalten eine Fülle entzückender Kunstmotive. Es fällt uns schwer eine Anschauung zu gewinnen von einer Cultur, wo der künstlerische Sinn für Form und Farbe die größten wie die kleinsten Lebensrichtungen erfüllt: eine Stadt voll von Statuen und Säulenhallen, sie selber ein Kunstwerk wie jedes ihrer Gebäude, und wenn man sich aus dem öffentlichen Leben in den engen Kreis des Hauses zurückzieht, dieselbe Erscheinung wiederholt. Hier ist es vor allem die Malerei, welche zur Ausschmückung in einem Maße verwandt ist, dessen Gleichen man nirgends findet. Die Fußböden bestehen in Italien nicht aus Brettern, sondern aus einem geschlagenen Estrich. Er ward in Pompeji von rothen Ziegelstückchen, die man in eine Mörtelmasse einließ, gefertigt, aber man unterließ nicht, durch Einfügung weißer Steinchen in regelmäßigen Zwischenräumen auch da, wo er häufigem und gemeinem Gebrauch ausgesetzt war, gefällige, das Auge erfreuende Muster hervorzubringen. In den Zimmern dagegen ward der Estrich in ein künstlerisch gebildetes Mosaik verwandelt. Eine erstaunliche Fülle von Mustern, ausgelegt mit bunten Mosaikstiften tritt uns hier entgegen. Sie steigern sich zu selbstständig componirten Gemälden, unter denen wir nicht unerwähnt lassen dürfen das große Mosaikbild der Alexanderschlacht: es stellt die Schlacht bei Issos (333 v. Chr.) dar, in dem Mo-

ment, in welchem Alexander an der Spitze seiner Ritter unwiderstehlich vordringend den Perserkönig Darius in die Flucht jagt. Es wurde 1831 gefunden und Goethe erklärte: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst richtig zu commentiren, und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung, immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren." Diesem wie anderen Gemälden liegen ältere Meisterwerke der griechischen Kunst zu Grunde, welche man in Pompeji mehr oder weniger frei nachbildete. Die eigentliche Wandmalerei kommt erst in der Zeit des Augustus auf. Man hatte wohl schon früher begonnen den Wänden einen farbigen Anstrich zu geben und in einigen der älteren und prächtigsten Häuser beschränkt sich hierauf die Decoration. Die Zubereitung des Putzes zur Aufnahme der Farben zeugt von großer Sorgfalt. Ueber einer dicken Schicht Puzzolanmörtel werden mehrere Lagen feinen Kalkes gelegt, die oberste mit Marmorpulver vermengt, wodurch die Wand ein eigenthümliches Lustre erhält. Die Grundfarben werden al fresco d. h. auf den nassen Kalk aufgetragen, so daß die Farbe mit demselben eine innige chemische Verbindung eingeht. In dieser Art werden nicht bloß die Zimmer, sondern auch die Hofwände, Säulen, Gebälk, kurz alle sichtbaren Theile des Hauses bemalt. Lebhafte fast grelle Farben, wie roth, gelb, weiß, herrschen vor, aber diese Lebhaftigkeit ist der südlichen Sonne durchaus angemessen und man hat mit großer Berechnung in den dämmerigen, durch Oberlicht theilweise ungenügend beleuchteten Räumen des antiken Hauses nicht Licht verschluckende, sondern reflectirende Farben gewählt. Indeß ließ man sich nicht an einfacher Bemalung genügen, sondern belebte die Wände durch zierliche Arabesken und setzte in die Mitte der so gebildeten Felder selbstständig componirte Ge-

mälde. Die hierbei angewandte Technik ist noch nicht vollständig ergründet, jedenfalls sind die Bilder nicht al fresco, wohl eher mit Leimfarben gemalt. Von der Zierlichkeit und Schönheit der Wanddecorationen läßt sich nicht Lobes genug sagen, eine unerschöpfliche Fülle der feinsten Kunstmotive liegt hier vor. Unsere Anerkennung wird zur Bewunderung, wenn wir bedenken, daß diese Malereien für jene Zeit ungefähr das Gleiche bedeuteten, was für uns die Tapeten, und daß in Pompeji Decorationsmaler, halb in der Mitte zwischen Kunst und Handwerk stehend, dies alles geschaffen haben. Sie besitzen eine beneidenswerthe Sicherheit und Leichtigkeit der Hand; nur die geraden Linien werden mit dem Lineal gezogen, die Ornamente nicht etwa nach Schablonen durchgezeichnet, sondern frei aus der Hand gebildet. Das Gleiche gilt von den Gemälden, die in größerer Anzahl keinem der Häuser aus späterer Zeit fehlen. Die große Masse derselben ist erst nach dem Erdbeben 63 entstanden und man glaubt sie auf wenige Hände von etwa fünf bis sechs Meistern zurückführen zu können. Es giebt ihrer der verschiedensten Arten, von kleinen Figuren, welche die Mitte eines Wandfeldes beleben, bis zu Gemälden in mehr als natürlicher Größe, die eine ganze Wandfläche einnehmen. Auch die Sorgfalt der Ausführung ist sehr ungleich und hing gewiß von der Größe des bedungenen Preises ab. Man sollte bei ihrer Beurtheilung nicht vergessen, daß sie für jene Häuser etwa nur die Stelle unserer Kupferstiche vertreten. Freilich nicht, als ob hier gegebene Muster sclavisch nachgebildet wären; vielmehr sind die häufig wiederkehrenden Darstellungen desselben Gegenstandes jedesmal den gegebenen Verhältnissen aufs Glücklichste angepaßt. Der Maler ist erfüllt von künstlerischem Geist, feinstem Takt nud vollem Verständniß seiner Mittel und Zwecke, und so erhalten seine Arbeiten, die im Grunde doch nur Nach-

bildungen sind von Meisterwerken griechischen Pinsels, für uns den Werth und die Bedeutung hoher Kunstleistungen. Die dargestellten Gegenstände sind von der mannigfaltigsten Art, Genre, Stillleben, Landschaften, Architekturstücke. In der Landschaft zeigt sich die damalige Kunst befangen und unfrei: Perspective wird selten richtig verwandt, Gebäude und Menschen drängen die eigentliche Natur in den Hintergrund. Ganz anders, wo es galt Scenen des menschlichen Lebens zur Anschauung zu bringen. Die Schönheit des menschlichen Leibes ist mit einer Kraft und Gluth dargestellt, die von der neueren Malerei kaum hat erreicht werden können; in ihr ruht das Lebenselement der antiken Kunst. Man stellt Begebenheiten aus dem Leben der griechischen Götter und Helden dar, ohne die geringste Rücksicht auf die religiösen Vorstellungen, die hier ursprünglich ihren Ausdruck fanden. Die künstlerische Gestaltung ist das allein Bestimmende und Maßgebende. Man vermeidet Stoffe, welche große Leidenschaften und tragische Affekte enthalten, und wählt mit Vorliebe leichte, sinnliche, weiche, üppige Scenen. Die Liebesabenteuer der griechischen Mythologie haben der Malerei wie der römischen Dichtkunst den Hauptstoff geliefert und beide sind treue Spiegel ihrer Zeit: einer Zeit, fern von großen politischen Aufgaben, bestimmt das Erbe der Kämpfe und Leiden vergangener Geschlechter in mühelosem Besitz zu genießen. Sinnlichkeit und Schönheit, Ruhe und Genuß erfüllen das Leben, die alte Welt hatte ihren Kreislauf nahezu vollendet, und das Bewußtsein erfüllter Bestimmung erzeugte Uebersättigung und Unruhe. Man glaubte nicht mehr an die alten Götter und suchte im Aberglauben und der unverstandenen Theologie des Morgenlandes den Seelenfrieden zu erhaschen. So war der Boden bereitet für die Aufnahme des Christenthums. Pompeji erscheint von dem Geist der all-

gemeinen Zersetzung kaum berührt. Hier offenbart sich noch die volle Schönheit und Harmonie des versunkenen Heidenthums, Genuß und Glück reden aus seinen Mauern. Allein der Mensch ist nicht zum Genuß geboren. Die Gegenden, welche von der Natur mit ihren reichsten und schönsten Gaben geschmückt sind, entbehren nur gar zu oft der sittlichen Kraft und Gediegenheit, zu der die Bewohner rauherer Himmelsstriche durch die Arbeit erzogen werden. Die Natur selber erinnert von Zeit zu Zeit ihre Lieblinge an die Hinfälligkeit alles irdischen Glückes.

Der Vesuv hatte seit Jahrhunderten geruht. Der Geograph Strabo unter Augustus beschreibt ihn als einen erloschenen Vulkan. Seine damalige Gestalt war von der heutigen erheblich verschieden, indem der Aschenkegel, der jetzt Vesuv heißt, und an der einen Seite des alten trichterförmigen Gipfels sich aufgethürmt hat, erst seine Entstehung der Eruption von 79 verdankt. Wir besitzen über diese Eruption den Bericht eines Augenzeugen in zwei meisterhaften Briefen des jüngeren Plinius an seinen Freund, den berühmten Geschichtschreiber Tacitus. Der Schreiber befand sich als achtzehnjähriger Jüngling im Hause seines Oheims Plinius, welcher namentlich durch sein großes Werk über Naturwissenschaften bekannt ist und damals als Admiral die römische Flotte zu Misenum commandirte. Die Briefe sind zwar viele Jahre nachher geschrieben, allein Eindrücke wie die hier geschilderten haften unauslöschlich. Seine Angaben zeugen von großer Treue und werden durch Untersuchungen an Ort und Stelle einfach bestätigt. Misenum liegt in directer Entfernung 4 Meilen vom Vesuv. Man erblickte hier am 24. August d. J. 79 kurz nach Mittag eine ungeheure Wolke über dem Berg aufsteigen, in der Gestalt eines Pinienbaumes, von der mitgerissenen Asche hier weiß, dort dunkel gefärbt. Der ältere Plinius versucht mit einigen Schiffen

der bedrohten Gegend am Fuß des Vesuvs zu Hülfe zu kommen. Wie er sich dem Lande nähert, fällt die Asche immer heißer und dichter, vermengt mit Bimsteinstückchen und einzelnen größern Steinen, endlich verhindert ihn die Seichtigkeit des Wassers, da das Meer vom Ufer zurückgetreten war, am Landen. Ein starker Nordwestwind hatte sich erhoben und von diesem ließ er sich nach Stabiä, das etwa ¾ Stunden von Pompeji entfernt war, treiben. Der Aschen- und Bimsteinregen dauerte die ganze Nacht mit immer steigender Heftigkeit fort, mehrere große Lavaströme quollen aus dem Berg hervor. Um nicht verschüttet zu werden, mußte Plinius sich entschließen das Haus in Stabiä zu verlassen. Man band große Kissen über den Kopf, um sich gegen den heißen Aschen- und Steinregen zu schützen. Es war am 25. August Morgens, die Gewalt des Ausbruchs fortwährend im Steigen begriffen; er gipfelte sich in einer furchtbaren Explosion, durch welche der Lavastrom zum Vorschein kam, der Herculanum begrub. Die Explosion trieb die Begleiter des Plinius in die Flucht und derselbe, beleibt und kurzathmig wie er war, fand in der mit Gasen und Asche verdickten Luft durch einen Schlaganfall den Tod. Erst am folgenden Tage, als der Ausbruch vorüber war, fand man seine Leiche. So der erste Brief; der zweite schildert die Vorgänge in Misenum. Erdstöße, mehrere Tage hindurch fortgesetzt, hatten den Ausbruch eingeleitet. Ihre Heftigkeit ward allmälig so groß, daß am 25. August Morgens Plinius und seine Mutter sich genöthigt sahen die Stadt zu verlassen. Der Boden schwankte hin und her, das Meer zog sich von der Küste zurück, in der Ferne sah man eine schwarze, von Blitzen durchzuckte Wolke. Sie näherte sich rasch und hüllte den weiten Umkreis des Golfes in tiefe Nacht ein. Es fiel Asche und man mußte, um nicht erstickt zu werden, von Zeit zu Zeit auf-

stehen und sie abschütteln. Tiefe Finsterniß ringsum, durchhallt von schreienden Weibern, klagenden Kindern, lärmenden Männern: die einen riefen nach ihren Eltern, die andern nach ihren Kindern, der Mann nach der Gattin, diese nach dem Manne: man hörte klagen über das eigene Loos und andere über das Loos der Ihrigen. Aus Todesfurcht erflehten einige den baldigen Tod. Viele streckten die Hände zu den Göttern empor, die Masse glaubte nicht mehr an das Dasein der Götter und meinte, die letzte und ewige Nacht sei über die Welt hereingebrochen. Es wurde ein wenig heller, und dies schien ein Vorbote des herannahenden Feuers zu sein. Aber das Feuer blieb in der Ferne stehen, und neue Finsterniß folgte und neuer Aschenregen; endlich ward es wieder Tag, aber ein trüber Tag, als ob die Sonne verfinstert wäre. Die ganze Gegend erschien verändert und mit einer hohen Aschendecke gleich Schnee bedeckt. — Diese Schilderung giebt eine Vorstellung von dem Jammer und Entsetzen, das in den unmittelbar betroffenen Städten am Fuße des Vesuvs geherrscht haben muß. Die Verschüttung Herculanums erfolgte durch Lavaströme unter Mitwirkung großer vulkanischer Regengüsse; Pompeji hingegen ward durch den vom 24. August bis zum 25. Mittags oder Abends andauernden Aschen- und Bimsteinregen in der durchschnittlichen Höhe von einigen 20 Fuß bedeckt. Ein späterer Schriftsteller berichtet, daß beim Beginn des Ausbruchs das Volk im Amphitheater versammelt gewesen sei, doch ist die Nachricht kaum glaublich. Die Zahl der Verunglückten war sehr groß, die Angaben über die bisher gefundenen Skelette schwanken zwischen 400 und 600. Nach diesem Verhältniß würde die Gesammtzahl der Todten 12- bis 15 hundert betragen haben. Die meisten derselben fanden den Erstickungstod, indem sie im Innern der Häuser Schutz gegen den Steinregen suchten. Die Ueberlebenden siedelten sich

zum Theil unweit ihrer alten Stadt in einer neuen Ortschaft an, bis auch diese durch einen Vesuvausbruch zerstört wurde und der Name Pompeji für viele Jahrhunderte gänzlicher Vergessenheit anheimfiel.

(520)

Berlin Druck von Gebr. Unger (C. Unger), Königl. Hofbuchdrucker.